

42]

## Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Man knabberte acht Tage lang an diesem Ereignis. Die ganze Stadt interessierte sich natürlich dafür, und in dieser Stadt, wo alle von allem wußten — insoweit es nicht die Mafia oder die Obrigkeit betraf — konnte nicht viele Tage verborgen bleiben, was dahinter lag.

Don Gerlando!

Seine Hochwürden begann — nicht Vergerniß natürlich — aber eine Heiterkeit zu erregen, die immer lauter und lauter wurde.

Er kannte Carmela wahrhaftig nicht einmal dem Anschein nach, bis er sie eines Tages beim Stadttore erblickte. Aber seine Beichtkinder kannten sie um so besser und hatten seit einer Reihe von Jahren seine Phantasie mit schändlich detaillierten Schilderungen von sündhaften Belustigungen erfüllt, deren man sich in ihrer Gesellschaft hingeeben, daß er sie mit jeder Falte und Furche auswendig kannte, und sie allmählich mit demselben lockenden Entsetzen auf ihn zu wirken begann wie die Königin der Nacht, Adams verstößene Gattin Lilith — einer seiner besseren oratorischen Effekte.

Nun sah er also diesen blutjagenden Bampyr im hellen Tageslicht vor sich.

Nun, lebhaft war sie, das war nicht zu leugnen!

Diese Betrachtung nahm so überhand, daß sie Carmela den Anlaß gab — mit Pamsos Intervention — ein abgeschiedenes Logis zu beziehen und Don Gerlando als Beichtvater zu nehmen.

Eines Abends im Februar gab es ein Höllewetter. Der Regen strömte in reißenden Kasladen die steilen Treppengassen hinab, und der Corso, in den diese sämtlich ausmündeten, verwandelte sich in einen Fluß, auf dem weiterzukommen kein lebendes Wesen unternehmen durfte. In den Türöffnungen mußte man geeignete Schwellen anbringen, um die Flut nicht in die Häuser dringen zu lassen. Es war ein Lärm, als stünde man mitten in einem Wasserfall auf einem Felsen, und als das Gewitter vorbei war und der Regen aufhörte, lag an einigen Stellen des Corsos über eine halbe Elle hoch der Schutt, den das Wasser angeschwemmt hatte.

Bald darauf gab es Unglücksnachrichten, unter anderen die, daß ein Blitz durch Carmelas Schornstein gefahren war, in ihrer Stube rumort und sich endlich einen Weg durch das Fenster gesucht habe, wobei Carmela, die er übrigens nicht berührt habe, an der Hüfte gelähmt war.

Das eigentümlichste aber war, daß gleichzeitig Don Gerlando einen „Schlag“ erlitten hatte.

Man fand dieses Zusammentreffen so animierend, daß der heiteren Kombinationen kein Ende war.

Niemand genoß diesen rätselhaften Zufall so von grundauf wie die Gräfin. Sie freute sich mehrere Tage, ihren Dickwanst ins Gebet zu nehmen.

Lange hielt er sich versteckt, endlich kam er herabgehinkt, und die Gräfin flog gleich auf ihn zu.

„Sie waren ja wohl bei Carmela, als Sie gelähmt wurden, Don Gerlando?“

„Ja,“ räumte er ein wenig verlegen ein.

„Sie waren wirklich dort?“

„Ich glaubte, Sie wüßten es.“

„Nein. Also waren Sie wirklich dort? Aber wo waren Sie in dem Augenblicke als der Blitz kam?“

Der Priester entschloß sich, seine Verlegenheit abzuschütteln und die Situation als ein Geld zu nehmen. Er lachte der Gräfin ins Gesicht:

„Ha, ha, ha! ha —!“

„Wo saßen Sie, als der Blitz kam, Reverendo?“

„So, ho, ho, ho, ho, ho!“

„Wo lagen Sie, Reverendo?“

„Hu, hu, hu! Ich lag am Boden!“

„War das vor oder nach der Lähmung?“

Nun wollten sie beide vor Lachen ersticken. Silvia mußte eine sehr verstaubte Flasche vom Keller heraufbringen. Er ließ sich bewegen, die Geschichte in all ihren spannenden De-

tails zu erzählen und fand klingende Resonanz. Ihr fettes Gelächter klang bis hinab in die Küche.

War aber Don Gerlando allein, so sah er die Sache gar nicht so beherzt an.

Er betrachtete diesen Blitz als eine Warnung des Himmels und setzte keinen Fuß mehr in Carmelas Behausung.

Die Hartgeprüfte sah allein und vergoß Tränen, das Herz von bitterer Verzweiflung erfüllt.

17.

Der mafiabergiftete Volksförber lag ohne Widerstandskraft darnieder, als eine eigenartige Seuche die Stadt durchzog. Die Krankheit verbreitete sich wie ein Feuer und brannte wie ein Fieber; sie zeigte auch wie dieses die Anzeichen neurgliühenden Lebens. Und doch hatte sie sozusagen ihren Ursprung im Totenreiche, denn sie kam zuerst bei einem Menschen zum Ausbruch, der fern vom irdischen Dasein lebte, dessen Schatten eines Körpers wie durch Vergesslichkeit hier zurückgelassen schien, während sein Geist schon über allen Himmeln schwebte — bei Crocifissa.

Sie hatte sich im Kloster nur an Diambra angeschlossen; diese fand in ihrem gegenwärtigen Gang zur Mystik eine tiefe Erquickung in dem Verkehr mit diesem jungen Mädchen, dem all das, was sie selbst bloß hoffte und glaubte, täglich wiederholte Erfahrungen und Ergebnisse waren, die weder Hoffnung noch Glauben erforderten, da sie ihr so handgreiflich erschienen wie die anderen Ereignisse des Alltagslebens. Zugleich aber fühlte Diambras lebhafter Geist sich zu grübelnder Beobachtung dieser rätselvollen Natur angespornt, deren ganzer Bekanntenkreis, mit dem sie in ihrer Einsamkeit so lebhaften Verkehr pflog, nicht auf dieser Erde zu suchen war.

Unter allem, was Crocifissa von der Außenwelt in sich aufnahm, hatte sich nur eines ihrem Gedächtnis eingepreßt, aber dieses dafür mit der Klarheit einer Feuerschrift.

In der Karnevalszeit sprachen die Nonnen täglich von der St. Lucasgilde, die während der Dstern Christi Martyrium aufführen werden, eine der unzähligen lokalen Variationen von Drioles' altem Martyrium. Es war lange her, seit ein Martyrium aufgeführt worden war. Es fand sich niemand mehr bereit, die bedeutenden Ausgaben zu tragen, die eine so große Vorstellung verursachte. Der Geist war eben nicht mehr derselbe, wie vor zwei-, ja, bloß vor einhundert Jahren. Ueberdies war nicht zu leugnen, daß diese Aufführungen zu einer Anzahl Profanationen und unziemlicher Auftritte Anlaß gegeben hatten, so daß die Priester sie eine Zeitlang mit scheelen Augen betrachteten, ja, sogar bei einer Synode in Girgent geradezu verboten hatten. Das Verbot war jedoch „mit Rücksicht auf die veränderten Zeiten“ stillschweigend aufgehoben worden; und nach zahlreichen Anforderungen der Nonnen hatte Don Gerlando selbst sich zur Seele des neuen Unternehmens gemacht und nicht bloß die Lucasgilde in Bewegung gesetzt, sondern auch einen Kollegen, den großen, schönen Don Serafino Amabile Dolciamaru bewogen, die Rolle des Jesus zu übernehmen.

Die Liste der Auftretenden allein heranschte Crocifissa geradezu. Da waren — außer Jesus — Maria, Josef, Sanft Peter, Nicodemus, Johannes, Simon der Aussätzige, Maria von Magdala, Gamaliel, Jakob, der Engel, Veronica, Porphyrius, Caifas, Pilatus, Herodes, Annas, Judas, Misander, Nizsch, ein Zenturio, Raban, Malkos, Potiphar, Drijel und Daretos. Es war noch nicht entschieden, ob man Eutropios, Kosmosis, Kubnit, Dircnas, Ritor, Rechel, Dismas, die Vergebung, den Glauben, die göttliche Liebe, die Reue und die Hoffnung streichen sollte. Dagegen war es abgemacht, daß der Teufel mit dabei sein müsse. Endlich gab es noch alle die Statisten und den Hahn, der für St. Peter trahnte. Diese letzte, nicht ganz leichte Rolle war Pamso übertragen worden.

Crocifissa las keine Bücher mehr, aber aus der Zeit, da sie noch gelesen, lagen die meisten dieser Namen in ihrem Gedächtnis aufbewahrt und bildeten sozusagen die einzigen Angriffspunkte, von denen aus ihre Phantasie noch zu beeinflussen war.

Sie, die niemals ein Schauspiel gesehen und mit Menschen fast gar nicht verkehrte, sehnte sich nach dieser Vorstel-

lung, wie ein Kind sich nach Weihnachten sehnt, und als endlich der Tag kam, saß sie Hand in Hand mit Diambra mitten zwischen den Nonnen, bleich vor Spannung, mit großen glänzenden Augen vor sich hinblickend.

Es war natürlich nicht mehr wie in alten Zeiten, wo man die Szenerie so effektiv zu gestalten vermochte, indem man an verschiedenen Orten spielte: in der Domkirche, auf dem Stadtplatz, auf dem Friedhof, auf einer Anhöhe vor der Stadt usw. Aber der Vergleich mit der Vergangenheit drängte sich auch nicht auf, da die Erinnerung an jene Tage nur in mythenhafter Form weiterlebte. Uebrigens hatte man aus dem Raume, den man zur Verfügung hatte, — einem städtischen Kornmagazin — das möglichste gemacht. Decke und Wände waren schwarz verhängt, und die ganze Beleuchtung bestand aus ein paar Petroleumlampen, wodurch glücklich jene düstere religiöse Stimmung erzielt wurde, die eine Vorbedingung des richtigen Genusses war.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## 4) Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen  
von Mathilde Mann.

„Ja, lache Du nur, Faste. Dein Lachen ist wirklich das Beste in Dir, — obwohl ich noch niemals so recht habe herausbringen können, worüber Du eigentlich lachst. Ich glaube, Du lachst schließlich nur aus lauter Borne darüber, daß ein Mensch wie Du überhaupt existiert.“

„So eine Violine ohne Melodie, meinst Du. Weißt Du, in was für einem Gewand Du mir jetzt erscheinst, Vera?“

„Ach was, Anstun, — bleib Du hübsch auf der Erde; ich erscheine Dir überhaupt in keinem Gewand.“

„In Sonnenschein-Kattun, — dunkel und golden, so wie das Licht jetzt in Flecken auf Dein helles Sommerkleid fällt.“

„Lieber Faste, sind das nicht — 3 u geschmackvolle Komplimente? Erst der Specht — und nun —“

„Ach was, wenn ich Dich zum Tanz auffordere, so hüllst Du Dich immer in Deine nüchterne Vernunft, — bist unzugänglich. Jetzt wird Dein Gewand frostblau.“

„Vielen Dank, aber jetzt hast Du mich weit genug begleitet.“

„Kreideweiß im Gesicht blieb er plötzlich stehen: „Mit anderen Worten, ich dränge mich Dir nicht auf!“

„Nein, aber ich muß zu Bogis hinauf.“

„Nun, der Einfall war ja recht plötzlich und gewandt, — wir sind scheinbar beide ein paar erfinderrische Köpfe, Vera! Ich hätte es übrigens vorgezogen, wenn Du es mir gerade heraus gesagt hättest, — daß Du besorgt bist, Dich in meiner lächerlichen perpetuum-mobile-Gesellschaft sehen zu lassen! — Du entfindest Dich übrigens wohl noch, daß ich Dich im vorigen Jahre von Zürich aus bat, alle meine alten Briefe an Dich, — die über diese Sache handeln — zu verbrennen. Darf ich mir die Frage erlauben, mein gnädiges Fräulein, sind die Briefe sicher davor, nicht in den Nachen des Stadtgelächters zu fallen, — ich meine, sind sie aus der Welt gebracht?“

„Du bleibst mir die Antwort auf die Frage schuldig, ob Du die meinen verbrannt hättest,“ — versuchte sie den Angriff zu parieren — „die waren ja freilich nicht von Interesse; aber —“

„Alle — alle — oder wenigstens zerrissen,“ — polterte er heraus, als handle es sich um etwas ganz Gleichgültiges. — „Ach, wie ich sie hasse — alle zusammen,“ — er erhob die geballte Faust drohend nach der Richtung der Stadt zu, — „diese Menschen, denen ich einen nimmer endenden, — nie zurückzahlenden Dank schulde, weil sie einen armen Jungen, der nicht so war wie andere Jungen in der Stadt, von einem Tisch zum anderen herumgehen und drei und ein halbes Jahr Bettelbrot essen ließen, als sein Vater gestorben war, und für den sie dann mit dem Onkel an der Spitze den Klingelbeutel in Bewegung setzten, der ihm das Studium in Zürich ermöglichte. Wie brannten sie nicht während der ganzen Jugendzeit gleich Beißchenbießen und Spießruten diese Augen und das Lächeln, die verrieten, daß sie mich für einen hoffnungslosen Sonderling hielten. Ich fühlte mich im geheimen mit diesen splienigen Hannes und tollen Kriskans, hinter denen in jeder kleinen Stadt die Straßnjungen herlaufen, über einen Mann geschoren, — nur wollte man es aus Darmherzigkeit für meinen verstorbenen, hochgeachteten Vater, den Propst, und um meiner Mutter willen, die als Witwe dasah, nicht offen proklamieren.“

„Nein, Faste, nein, — wenn die Eindrücke Dich überwältigen, so gehst Du ins Extrem. Wir bei uns zu Hause fanden ja immer, daß Du etwas Ungewöhnliches an Dir hattest. Vater —“

„Kannte mich einmal einen genialen Hecht, — ja. Ich erinnere mich dessen sehr wohl, — das sind ja alle Narren. In meiner Knabenseele hörte eine Stimme: Einer von ihnen muß auf alle Fälle vor mir sterben, — und dann, dann will ich auf dem

Grabe hüpfen und tanzen und strampeln und schreien und sie behöhnen! — Und wärst Du dann — so wie ich jetzt — einem solchen Stadtpotentaten wieder vor die Augen getreten, Vera, und hättest gesehen, wie diese Augen gleichsam lustleer vor einem werden und sagen, daß Dir alle Türen verschlossen sind, — ja, dann würdest Du auch begreifen, Was ich mir in meinem Herzen geschworen habe, — daß ich diese Nasen einmal alle vor mir gebeugt sehen, daß ich Satisfaktion haben will! — Und das ist auch der Grund, weswegen ich hier in diesem engen, Heintlichen, an Ausfichten so armen Lumpennest anfangen will; hier und nirgend anders! Und dann wird das gnädige Fräulein mit seinem guten Kopf wohl auch begreifen, daß ich nicht anfangen kann, solange diese alte lächerliche Perpetuum-Geschichte sich noch in zehn, zwölf Seiten langen Briefen herumtreibt. Das würde mich ganz einfach von vornherein als Geschäftsmann zu einer Unmöglichkeit reduzieren.“

„Ich habe sie alle — dem Datum nach zusammengelegt und wohl verwahrt, ich versichere Dich, es ist keine Gefahr vorhanden.“

„Nein, nein, — nur von seiten des gnädigen Fräuleins, wenn sie jemals auf den Einfall kommen sollte, das Lachen gegen mich loszulassen.“

„Das meinst Du nicht, Faste! — Ich finde nur, es wäre ein Jammer, wenn die Briefe vernichtet würden. Sie sind so, wie kein anderer sie hätte schreiben können.“

„So, — meinst Du? — das ist ja gerade der Fehler, daß niemand anders sie hätte schreiben können, — das ganze Perpetuum — ist ein Produkt der Unwissenheit!“

„Rag sein, Faste; aber es ist ein Geist darin, der sucht und sucht —“

„Und nichts gefunden hat, ja! Weiß Gott, es war ein Jammer, Vera —“

„Vertraue sie mir an, Faste,“ — bat sie leise.

„Den völlig abgelegten Mantel, den ich weggeworfen habe, willst Du aufbewahren? Frauenzimmer sind sonderbar. Ich werde mir in Zukunft einbilden, daß die hundertmal veränderte Maschine, mit der ich heruntüftelte, und die ich schließlich ruinierte, nun doch noch in einem alten Erinnerungsschrank oben bei Dir steht. Ich bringe die Geschichte niemals zu Ende — Ich kann Dir nur sagen, Vera, daß meine Privatforschungen über das Gesetz der Schwerkraft — nämlich wie es sich umgehen ließe — mich auf den technischen Weg geführt haben, — und die Kenntnisse, die ich dadurch erwarb, haben selbiges Perpetuum totgeschlagen. Aber behalte Du die alten Ueberreste meines Feuerwerks, behalte Du sie nur.“

„Hab Dank, Faste, — auf mich kannst Du Dich allezeit verlassen. — Adieu!“

Er sah ihren strahlenden Ausdruck.

„Es ist sonderbar, Vera, wie lange wir beide zusammen gewesen sind, — ich will nicht schwören, daß ich nicht in Dich verliebt bin —“

„Aber ich will darauf schwören, daß wir Freunde sind und nichts von der anderen Art!“ Klang es zurück, während sie den Weg hinaneilte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Unter der Mitternachtssonne.

III.

Kulturbilder vom Nordkap; unten, wo der Aufstieg beginnt, ein kleines Häuschen und daran eine riesige Kellametafel einer englischen Seifenfirma. Oben am Nordkappabillon: das einzige Getränk, das man erhält, ist Champagner. Dritte Kulturbüte: mit unserem Schiffe war zugleich die Yacht des Großherzogs von Oldenburg am Nordkap. Einige deutsche Matrosen eilten dem Großherzog voran, holten vom Pavillon die norwegische Flagge herunter und hielten die deutsche Flagge auf. Wenn der Sultan fremdes Land betritt, muß, so gebietet es der Koran, er — der Gast — es erst pro forma annekieren. Wenn ein deutscher Fürst eine halbe Stunde in einem fremden Häuschen weilt, muß vom Dache seine Flagge wehen.

Ostwärts von Hammerfeste, das ist wie die Reisebücher besagen, eine „Felsen- und Wasserwüste“. Fast nur Felsen und Wasser ist da zu finden, das stimmt, aber dieses Gebiet ist nicht eintönig, wie eine Wüste. Es ist — als Eindruck — das Wechselvollste während der ganzen Reise und — als Reflexion — das Stärkste. Ueberall Felseninseln, überall schmale Sunde und überall Boote und Segler, die in diesem Wogengewirre von den Leuten mit einer unglaublichen Sicherheit gelenkt werden.

Auch hier oben ist die Luft so rein, daß man dort, wo das Felsenufer in scharfer Kante nach Osten einbiegt, auf hundert Meter Entfernung deutlich sichtbar Rauch hervortreten sieht, und erst zwei, drei Stunden später sehen wir — jenseits der Felskante — den Dampfer, der den Rauch aufsteigen läßt.

Bei der Insel Masoc, wo der Postdampfer von der bis jetzt mit dem Nordkappdampfer gemeinsamen Route abbiegt und ostwärts in *Magaroesund* fährt, zwischen der Insel *Magaroe*, die das Nordkap bildet und dem Kontinent. Schmale, lange Felsstreifen am Ufer, die merkwürdig gebogen und geschweift sind. Jeder große

Felsblock hat seine eigene Wucht und diese Erscheinung hält an und wird immer eindrucksvoller und großartiger. Seltener werden die Inseln, aber um so apartier in der Form. Wie Hämmer, Beile, Kürbisse, Pyramiden, Hörner und Bastione ruhen sie braunfarben im grauen Wasser, umrahmt vom rötlich-weißen Himmel. Und überall am Ufer die moosbraunen Felsenzüge, die glatt abfallende, aber halbrunde Wände besitzen; Felsenbucht an Felsenbucht dicht aneinander lagernd und voneinander strebend. Halbrunde geföhlte große Felsen, die im Halbkreis sich schließen, jeder Fels und jede Zacke kühn und fein geschwungen. Ueberwältigend ist der Reichtum an künstlerischen Formen überall. Tausend Felsen, jeder anders, jeder hat eigene Form und künstlerischen Charakter. Hier ein Fels im Wasser, wie der Monte San Salvatore bei Lugano, dort einer, wie der Burothstod, ein anderer wie der Mont Saleve in den hochalpinen Alpen und dort wieder eine Felsbildung, die auf ein Haar der „hohen Wand“ im Rasgebiete gleicht, aber alles viel kleiner.

Nichts, was ich je gesehen, gleicht diesem Felsenmeer an künstlerischer Formvollendung. Das großartigste dieser Gebilde ist die „Finnekirke“ (Finne heißt auf norwegisch Lappe) am Lassefjord. Hier ist die „Finmarken“ (Lappenmarken) uraltpolares Gebiet und alle Ortsnamen sind alte Lappennamen. Die „Finnekirke“ ist ein alter lappischer Gebetsstein, ein heiliger Ort der heidnischen Lappen. Man sagte mir, daß diese Felsbildung einer Kirche täuschend ähnlich sehen soll. Ich aber traue der Phantasie der Seeleute ein wenig Uebertreibung zu und zweifle, trotzdem ich an alle möglichen Felsformationen schon gewöhnt bin. Was ich sehe ist das: ganz vorne steigt ein Kap auf, das sich von den Felsen des Kontinentes weit in das Meer schiebt. Das Ende des Kaps ist ein Turm, ein klar sichtbarer, architektonisch einwandfreier Turm, der ganz genau dem Turm zu Pisa gleicht. Wir kommen an die Breitseite des Kaps und ich sehe etwa einen Kilometer von dem Turm entfernt einen großen spitzen Felsblock aufragen, der dasteht, wie ein riesiger kantiger Zuderhut oder wie eine schlanke, schmale Pyramide. Hinter dieser biegt das Kap ab, dem Lande zu und bildet dort einen zweiten Felsenturm von Pisa, etwas niedriger als der Felsenturm am Kapende, aber gleich geformt. Diese Harmonie in der Form ist verblüffend, ist verwirrend. Ich sage mir: eine Kirche ist das nicht, aber eine wunderbare Felsbildung. Doch wenn das Schiff dann nordostwärts streicht und diese Felsbildung schräg daliegt, die drei Kapfelsen in einer Linie, dann scheint das Ganze nicht nur eine Kirche zu sein, sondern ist eine Felsenkirche ins hohe Meer gestellt. Wie ein riesiger Unterbau hebt sich der Felsblock des Kaps aus dem Meere, die Felszacken rings herum scheinen wie ein Siebelschmuck des schrägen Daches zu sein, auf dem sich der kleinere Turm erhebt, der dem Kontinente benachbart ist, die schlanke Zuderhutpyramide, die jetzt ein wunderbar fein ausgeführter Glodenturm ist und neben diesem der Pissaturm am Kapende. Alles in einer Ebene liegend und alles voll unübertroffener Harmonie in Abstand und Form. Eine natürliche Felsbildung, die das größte Kunstwerk ist.

Drei Stunden später kommen wir an das Nordlyn (71° 3' 11" n. Br.), das die nördlichste Spitze des europäischen Kontinentes ist. (Das Nordlap ist der Ausläufer der Insel Wagerö). Es ist eine lange, auffallend dünne braune Felswand, an die sich nach allen Richtungen ins Land hinein Felsbildungen schließen. Man sieht: das ist kein ins Meer verirrter Felsen, keine Insel und keine Inselchen sind vorgelagert. Hier ist das sichtbare Land nur rückwärts, vorne nur das Meer, das Eismeer.

Aus dieser graubraunen langen gebogenen Felswand stehen Felszacken ab, fünf an der Zahl. Kommt man näher und sieht man, wie dünn und leicht der Fels ist, dann erscheint das Nordlyn wie eine Riesenhand, deren — unverhältnismäßig kleine — Finger led in die Höhe ragen. Das Nordlap ist tragisch, wie eine trotzig geballte Faust, das Nordlyn aber eine Hand, die mit ledem Griff, lustig, übermütig, wagemutig in die Höhe strebt. Etwas prächtig Lebensvolles hat diese Felsenhand mit den fünf Zacken wie gespreizte Finger, etwas Triumphierendes, Jubelndes hat sie an sich. Unglaublich fröhlich liegt — im Regen — Europas nördlichstes Ende da.

Kingsum tausende Vögel, das deutete auf reiche Fischbänke, man sieht auch zahlreiche Fischersegelschiffe umher, und ich freue mich, daß Europa so lebensvoll abschließt.

Ostwärts vom Nordlyn erstirbt das Leben ganz an den Ufern des Kontinentes, der hier — kein einziges Inselchen ist hier vorgelagert — ganz den Stürmen des Eismeres ausgesetzt ist. Die Felsufer werden niedriger, werden trostlos kahl und nun auch einsörmig. Was die Westfinmarken an menschlichen Ansiedelungen aufweisen, liegt an den Ufern der weit in das Land einschneidenden Fjorde, die sehr fischreich sind. Einer der fischreichsten ist der Tanafjord, dessen Gebiet der Hauptsitz der Seelappen ist. (Felsklappen sind die nomadisierenden Lappen, die Reantierzucht treiben; Seelappen sind die fest ansässigen Lappen, die sich der Fischerei widmen.) In diesem den Stürmen weniger ausgesetzten Fjordgebiet sind sie ansässig, und dieses Gebiet ist erst recht das Land der tausend Buchten, und die Buchten sind die windgeschützten Orte für die menschlichen Ansiedelungen — und die Fischbänke. Hier herrscht auch die ganze Sommerszeit reges Leben. Denn in diesen Teil des Tanafjordes kommt aus dem offenen Meere der kleine Loddofisch in großen Schwärmen, um zu laichen. Und diese Loddofischzüge werden von großen Schwärmen Dorfschiffen verfolgt, deren Nahrung der kleine Lodde ist. Und den großen Beute-

lustigen Dorfschiffszügen folgen die größeren Beute lustigeren Fischerflottillen, deren Beute wieder der Dorfschiff ist. Lodde, Dorfschiff und Fischer, sie suchen sich und finden sich im sturmgeschützten Tanafjord.

Was außerhalb der Fjorde liegt, ist schwachhügeliges, ödes Land, nur hier und da ein „Vogelberg“ mit hunderttausend Vögeln, die diese erhöhten Punkte als Schlupfwinkel auffuchen. Bardö, mit seinen Transtochereien und der „nördlichsten Festung der Welt“ (sie zählt 16 Mann Besatzung), und Badjö, der Haupthafen der Fischer im Osten, liegen in weiten Buchten auf Inseln. Hier merkt man schon Rußlands Nähe. Die Läden tragen russische Inschriften, in den Straßen hört man schon viel russisch sprechen — von Bardö und Badjö ist ein starker Handelsverkehr nach Archangelsk und Kola —, aber vorwiegend sieht und hört man Lappen und Finnländer.

Von Badjö aus geht es quer über den Varangerfjord nach Kirkenes. Flache Ufer, grüner Strand, der in einer Höhe zu liegen scheint mit dem weißen, weiten Wasser, über dem rötlichgelbe Luft lagert. Sie bleibt rötlich, auch wenn dana die Sonne schreiend weiß am Himmel steht. Dann tauchen am Ufer und im Meere muschelartige große Felsen auf, die mit Gestrüpp bewachsen sind, Gestrüpp, das so dicht ist, wie Moos.

Dieser Varangerfjord ist einer der wenigen Fjorde Norwegens, die im Winter zufrieren. Jetzt wird er durch einen Eisbrecher im Winter offengehalten, denn in Kirkenes, das im Jahre 1903 noch ein armseliges Lappendorf von 70 Einwohnern war, entsteht jetzt — durch deutsches und schwedisches Kapital — ein großer Bergwerksbetrieb. Mächtige, im Bau begriffene Eis- und Eisenbahnanlagen künden von dem Einziehen des modernen Industriekapitalismus. Und — selbstverständlich muß man sagen — hat auch der Sozialismus hier Wurzel gefaßt. Von zwei Häusern im Waldesgrün wehen zwei große rote Fahnen. Die eine vom Hause des Arbeitervereins „Norden Klippe“ („Der Fels des Nordens“), einer der radikalsten Arbeitervereine Norwegens; die andere weht von einem kleineren Hause, in dem der sozialistische Vorsteher des ganzen Distrikts wohnt.

Rußlands Grenze ist von Kirkenes nur 9 Kilometer entfernt... Ein felsames, eigenkümliches Land ist es, das sich zwischen Kirkenes und Eivenaes, der letzten norwegischen Ansiedelung, dicht an der Grenze hinzieht. Die richtige Meer- und Landescheide. Flaches Land, in dem sich, rasch aufeinander folgend, Felsblöcke und große „Bänder“ ausdehnen, Gebirgsseen von mittlerer Größe. Die Rasen weisen eine Unmenge Blumen auf: unsere Frühlingsblumen: Bergknechtchen, Glodenblumen, Dotterblumen usw., schönes grünes Gesträuch und viel Birkenbäume. Bald verschwinden die versprengt daliegenden Felsblöcke und die „Wasser“ ganz, und es beginnt der Wald: ein prächtiger, grünender, duftender Birkenwald, den wir eine Stunde lang durchfahren, und der sich über hundert Kilometer weit dahinjagt. Das ist der Sydvaranger Wald, der größte Wald in Norwegen, diesem walddreichen Lande, alle Vorstellungen, die man von dem „Eismeergebiet“ im Norden hat, werden hier umgestürzt. Das ist ein Wald und eine Blumenpracht, die den fruchtbarsten Strichen Mittel-Europas im Mai nicht nachsteht. Und der Juli ist hier erst Mai, denn die Kälte und der Schnee währen bis Mitte Juni. Aber die hier Tag und Nacht scheinende Sonne macht alles rasch erblühen und reifen. Ganz wunderbar schön soll der Herbst hier sein, der September und Oktober, da alles im Walde erblüht ist und auch schon abzusterben beginnt und ein buntes Farbenmeer auf Wald und Rasen lagert.

In diesem Waldrevier liegt Eivenaes, die letzte Ansiedelung Norwegens an der Mündung des Tassifels (vom lappischen „basse“ (heilig) und dem norwegischen „elf“ (Fluß), der aus den großen Seen des nördlichen Finnlands kommt und 100 Kilometer lang die Grenze zwischen Rußland und Norwegen bildet. Es ist ein großer, breiter Strom, der in seinem Laufe 10 große Seen bildet. Von der Höhe von Eivenaes sieht man in das Land hinein und das erste, was einem von Rußland entgegen schimmert, ist dieser breite, mächtige Strom und Boris-Gleb, eine weit in das Land hinausleuchtende, buntfarbige Kirche.

Kein Grenzpfahl, keine Grenzwahe, keine Zollwächterhütte steht da, nur diese Kirche, am breiten Strom. Diese zwei Wahrzeichen des Zarenreiches — Rußland ist das Land der großen Ströme — prägen sich einem tief ein. Hinter der Kirche liegt ein armseliges Lappendorf, das man von der Höhe nicht sieht, das versteckt und erdrückt wird durch die prunkvolle, buntfarbige Kirche von Boris-Gleb.

Ein wenig hinter Eivenaes ist im Walde eine breite Lichtung, die sich vom Ufer bis zur Höhe zieht — die Grenzmarkierung. Es ist abends, und wir warten bis es Nacht wird. Bei dem Handelsmann am jenseitigen Ufer kehren wir ein: Er ist Norweger und lebt hier auf russischem Gebiet.

Hell leuchtend steigt auch hier die Mitternachtssonne auf. Wir stehen im grünen Wald und am breiten, braunen Strom — das ganze Land da, soweit es sichtbar und russischer Boden ist, ist alles Eigentum der Kirche.

Die Mitternachtssonne, die hrrüberstrahlt, ist die gleiche wie in Norwegen. Aber hier leuchtet sie über ein anderes Land, über eine andere Welt.

# Die Gicht. (Nachdruck verboten.)

Von Dr. Walter Bonegg.

Das Leben unseres Körpers ist an den sogenannten Stoffwechsel gebunden, an die immer wieder erneute Aufnahme der Luft und der Nahrung und an die niemals stillstehende Abgabe der Ueberreste von jenen Stoffen, die im Körper verbraucht wurden. Da nun alle Teile des Körpers, die kleinsten sowohl wie die großen, diesen Stoffwechsel nötig haben, um leben zu können, so muß es eine Verbindung zwischen ihnen, ein Verkehrsmittel geben, das von einem zum anderen geht, um neuen Stoff zu bringen und die Reste des verbrauchten fortzuschaffen. Dieses Verkehrsmittel ist das Blut. In rascher Bewegung kreist es durch den ganzen Körper, durch alle seine Organe, ohne auch nur einmal während des Lebens Halt zu machen. Wenn nun in das Blut irgend ein Stoff hineingelangt, der nicht hineingehört und der sich im Blute des gesunden Menschen nicht findet, so besteht die Gefahr, daß dieser Stoff in den einzelnen Organen abgelagert wird, nicht anders wie die wertvollen, zum Leben notwendigen Stoffe, und daß diese auf einmal erkranken. Wir haben es dann mit einer Stoffwechselkrankheit zu tun von der Art, wie die Gicht eine ist.

Ein Mensch, der bisher stets gesund gewesen ist oder höchstens daran gelitten hat, daß er die genossenen Speisen nicht recht verdauen konnte, daß er sie und da einen verdoobenen Magen oder ähnliche Beschwerden hatte, fühlt auf einmal mitten in der Nacht einen rasenden Schmerz im Fuße, dort, wo dieser in die Zehen übergeht. Das ist der gewöhnliche Beginn des Gichtleidens, der erste Anfall, dem in den nächsten Tagen und Nächten neue folgen. Die Haut am Fuße ist etwas gerötet und geschwollen, das ist aber auch alles, was man von der beginnenden Krankheit sehen kann. Nach ein paar Tagen ist es vorüber, doch nur scheinbar. Nach kürzerer oder längerer Zeit kommt es wieder. Die Schmerzen nehmen zu, sie greifen auch auf andere Körperstellen, die Knie, die Arme und Hände und selbst auf den Kopf, über; an den schmerzenden Stellen bilden sich kleine oder große Knoten. Auch das Allgemeinbefinden verschlechtert sich. Der Magen will nicht mehr gehorchen; Erbrechen, Aufstoßen, Stuhlverstopfung stellen sich ein, und so geht es weiter; immer wieder Anfälle und immer wieder Pausen zwischen denselben, die oft ein ganzes Jahr dauern können. So verläuft die Krankheit im allgemeinen; und da sie nicht lebensgefährlich, aber äußerst ähe ist, kann sie den gequälten Körper oft Jahrzehnte hindurch beherrschen, seine Glieder steif und unfähig zum Gebrauche machen.

Wir haben gehört, daß die Gicht eine Krankheit des Stoffwechsels ist, dadurch hervorgerufen, daß das Blut einen giftigen Stoff im Körper herumführt und in den einzelnen Organen absetzt. Dieser Stoff ist die Harnsäure. Beim gesunden Menschen befindet er sich nur in sehr kleinen Mengen im Harn, aber fast niemals im Blute; das Blut des Gichtkranken hingegen enthält ihn immer. Wie mag er nun hineingekommen sein? — Genaueres hierüber hat die Heilwissenschaft trotz eifriger Bemühungen noch nicht feststellen können; sie weiß jedoch schon genug von dem, was weitere Kreise an dieser Frage interessieren kann.

Da gilt es zunächst als sicher, daß manche Leute das Gichtblut von ihren Eltern geerbt haben, daß sie also eigentlich schon von Geburt an mit der Krankheit behaftet sind, wenn sich diese auch erst in späteren Jahren äußert. Natürlich darf das nicht so verstanden werden, daß alle Kinder gichtkranker Eltern (oder Väter, da die Gicht häufiger bei Männern vorkommt) ebenfalls die Gicht bekommen müssen. Und ebensowenig ist es notwendig, daß die Gicht eines Menschen unmittelbar vom Vater herkommt; es kann auch bloß der Großvater gichtkrank, der Vater aber scheinbar gesund sein und der Enkel wieder gichtkrank. Solche Sprünge sind bei der Vererbung von Krankheiten nicht selten, wenn wir auch noch nicht hinter das Geheimnis gekommen sind, das ihnen zugrunde liegt.

Uebrigens wird nicht immer die Krankheit direkt von den Vorfahren geerbt, es kommt vielmehr auch vor, daß nur die Anlage zur Krankheit da ist und daß eine Veranlassung zum Ausbruche derselben durch die Lebensweise des betreffenden Menschen gegeben werden muß.

Man hat früher geglaubt, daß die Gicht eine Krankheit der Freier und Schlemmer sei, die sich bei arbeitenden und mäßigen Leuten nicht finde. Das ist nun höchstens zum Teil richtig. Wohl sind unter den Gichtkranken einfache Arbeiter seltener als reiche Nichtstuer, sie fehlen aber nicht völlig. Zudem werden auch häufig Leute mit sitzender Lebensweise von der Krankheit befallen, wie Beamte, Gelehrte und ähnliche Berufe, die ja sicherlich in ihrer Art nicht weniger arbeiten als die Handarbeiter. Es ist aber nicht zu bezweifeln, daß eine der Hauptursachen für die Entstehung der Gicht in zu reichlich bemessenen Mahlzeiten, bei denen auch dem Biere und dem Weine tapfer zugesprochen wird, zu suchen ist. Eine besonders wichtige Rolle spielt hierbei der Fleischgenuss. Kommt nun noch der Mangel an Körperbewegung hinzu, wie er bei sitzender Berufstätigkeit vorhanden ist, so wird der Ausbruch der Erkrankung nur begünstigt. Alles in allem: neben der Vererbung muß in erster Linie das zu viele Essen und Trinken für die Gicht verantwortlich gemacht werden.

Wie man es anzustellen hat, um sich vor der Gicht zu behüten, werden die Leser aus dem Vorhergegangenen ohne weiteres selbst

entnehmen können. Ist sie aber einmal da, so heißt es, dem vom Arzte vorgeschriebenen Speisezettel peinlichst folgen! Daneben sollen, wenn es geht, Spaziergänge gemacht, zumindest aber, soviel wie möglich, Aufenthalt in freier, frischer Luft genommen werden. Als Heilmittel im eigentlichen Sinne gelten die Mineralwässer oder die Salze, die aus Mineralquellen gewonnen werden. Stärker als diese wirken die Bäder in Schwefel-, Sol- und anderen Thermen.

## Kleines feuilleton.

### Verkehrswesen.

**Signalfarben und Eisenbahnkatastrophen.** In der Zeitschrift „Popular Science Monthly“ schreibt der amerikanische Hochschulprofessor Stratton: Es ist für einen Lokomotivführer sehr schwer, mit absoluter Sicherheit die Signale zu deuten, die ihm befehlen, die Lokomotive halten zu lassen, die Fahrt zu verlangsamen oder im Schnellzugtempo weiter zu fahren. Die Entfernung, der Nebel, der Rauch, der Sturm, eine schlecht angesteckte Lampe können in einer finsternen Nacht zu verhängnisvollen Irrtümern führen und die furchtbarsten Katastrophen verursachen. Vor allem sind es die weißen Signalfarben, die sehr oft falsch gedeutet werden. Ein aus der Ferne gesehenes Licht, das durch die Fenster eines Hauses schimmert, eine Laterne an der Barriere eines Straßenüberganges werden für das weiße Signal gehalten, welches anzeigt, daß der Weg frei ist, und wenn der Lokomotivführer, durch solche Lichter irreführt, seine Fahrt mit der erlaubten Höchstgeschwindigkeit fortsetzt, führt er oft den Zug den furchtbarsten Katastrophen entgegen. Die grüne Farbe verdient auch nicht mehr Vertrauen als die weiße. Es gibt nämlich keine Farbe, die sich unter der Einwirkung des Rauches gründlicher verändert. Bei solcher Einwirkung können die grünen Lichtstrahlen in gewisser Entfernung von den weißen gar nicht mehr unterschieden werden. Die Folge ist, daß der Lokomotivführer ein Signal, das ihn auffordert, den Zug langsamer fahren zu lassen und recht vorsichtig zu sein, als ein Sicherheitsignal ansieht. Das Rot wurde als Gefahrzeichen gewählt, wahrscheinlich weil man seine eigene Gefährlichkeit kannte. Sonst wüßte man wahrhaftig nicht, warum man gerade dieser Farbe unter den Eisenbahnsignalen eine solche Bedeutung verliehen hat. Das Glas, das nur die roten Strahlen durchläßt, mindert die Leuchtkraft des Lichtes um vier Fünftel herab. Wenn die roten und weißen Signale nebeneinander stehen, sieht man die weißen aus viel größerer Entfernung. Aus den in den Laboratorien gemachten Experimenten ergibt sich, daß rotes Licht achtzehnmal stärker sein muß als weißes, wenn es bei gleicher Entfernung gesehen werden soll. Es ist daher ganz widersinnig, daß man als Gefahrfarbe gerade die Farbe gewählt hat, die aus einiger Entfernung am schwersten zu erkennen ist. . . . Professor Stratton meint nun, daß es nur ein Mittel gebe, durch falsche Signale verursachte Katastrophen zu verhüten: man müsse das ganze Signalsystem von Grund aus ändern. Das Auge kann ein rotes Licht aus einer gewissen Entfernung nicht mehr erkennen, und ein bißchen Rauch genügt, um ein grünes Licht weiß erscheinen zu lassen. Es ist dagegen nichts leichter, als zu sehen, ob ein Licht unbeweglich oder ob es in Bewegung ist. Feuer Signale, die sich um eine Achse drehen, werden bei der Marine sehr häufig angewandt und würden auch im Eisenbahndienst ausgezeichnete Dienste leisten. Der Rauch, der Nebel, der Sturm könnten wohl bewirken, daß man sie nicht sähe, aber man würde sie, wenn man sie sähe, niemals falsch deuten.

### Aus dem Tierreiche.

Wieviel Insekten es gibt, lehrt ein Bericht, den das Britische Museum in London über die Geschichte der Sammlungen in seinen naturhistorischen Abteilungen veröffentlicht hat. Das Britische Museum ist längst als das größte der Welt bekannt und auch keines der amerikanischen Institute hat es bisher erreichen können trotz der außerordentlichen Geldmittel, die drüben für solche Zwecke auch von Privatleuten gespendet zu werden pflegen. So nimmt denn jener Bericht trotz gebrängtesten Inhalts zwei starke Bände in Anspruch. Es werden darin die Listen der Zugänge für jedes Jahr, die Zahl der Arten und Stücke jeder Ordnung und die Zahl der Schachteln für jede Familie aufgezählt. Die Veröffentlichung des Berichtes hat drei Jahre erfordert. Vor seiner Abfassung betrug die Zahl der in den Sammlungen des Museums vorhandenen Insekten 1 018 000 Stück. Dabei waren beteiligt die Schmetterlinge mit 41 210 Arten und 355 767 Stück, die Käfer sogar mit 67 300 Arten und 398 000 Stück. Die Hautflügler (Wienen, Wespen und Ameisen) mit 19 600 Arten und 32 000 Stück, die Halbflügler (Cicaden, Wanzen, Pflanzenläuse usw.) mit 11 700 Arten und 57 650 Stück, die Zweiflügler (Mücken, Fliegen, Flöhe und andere) mit 7377 Arten und 46 900 Stück, die Geradflügler (Ohrvürmer, Schaben, Heuschrecken, Grillen) mit 3900 Arten und 18 800 Stück, die Netzflügler (Storfliegen, Ameisenlöwen, Libellen usw.) mit 1864 Arten und 9056 Stück, endlich die Apteren oder Flügellosen (Läuse und Pelzfresser) mit glücklicherweise nur 21 Arten und 140 Stück. In manchen Fällen ist im Britischen Museum die Erwerbung dieser ungeheuren Schätze besonders erleichtert worden, denn von Käfern z. B. erhielt es einmal eine Sammlung, die für sich allein 230 000 Stück umfaßte; eine andere brachte 90 000 Stück. Die größte Schmetterlingsammlung, die das Museum je erworben hat, bestand aus 51 130 Stück.